

appearance of the book pale in comparison to comparable books on the market. The book almost looks rushed and amateurish in respect to many of the images and overall design. This reviewer has seen undergraduate students produce better looking papers with their computers. Considering this, one wonders if there was any production support at all provided to the author. Even if none was forthcoming, we must fault Kaser for not mastering basic production skills to offer images that are clear. Far too many pictures throughout the book offer nothing but frustration to the reader: not only are they illegible, but become a distraction because of the poor quality.

This issue of production extends to the prose. Dr. Kaser must appreciate that no matter how fluent he is in English, it is not his mother-tongue. The text seriously needs a native-speaking copy editor, one who is given full authority to rewrite Kaser's book. First, the text is written almost exclusively in the "passive" voice. As such, any professor assigning this book risks undermining every freshman writing course her student takes. As any writing teacher will explain, overuse of the "to be" passive voice subverts the English language and reads poorly. In this regard, any book that aspires to compete with the larger productions, at a minimum, needs careful copy-editing. This equally applies to Kaser's occasional use of phrases that work in German but only undermine the reader's confidence in the quality of the book's arguments when literally translated into English. Likewise, the requisite definite and indefinite articles – *the/a/an* – often goes missing in this book.

In the end, this book can really only cater to an advanced reader who would supple-

ment more simplistic, but sleeker productions, with Kaser's thoughtful suggestions about how to integrate these long separated regions. Instructors should not assign this book to students, but use it as a guide to help them translate Kaser's useful elaborations and informed linkages to their classroom. In short, the unfortunate sloppiness and poor production leaves Kaser without a larger audience. That said, I can recommend this book to the previously mentioned instructor who is looking for ways to supplement the narratives found in mainstream textbooks with a particularly Balkan perspective. It offers an angle to discussing larger Mediterranean (and world) history that has long needed attention; hopefully in future projects, publishers can invest greater resources to help scholars like Kaser produce a competitive alternative to the mainstream textbooks he clearly hopes to correct.

Lucas Elmenhorst: Kann man national bauen? Die Architektur der Botschaften Indiens, der Schweiz und Großbritanniens in Berlin, Berlin: Gebr. Mann Verlag, 2010, 239 S.

Rezensiert von
Ralf Dorn, Darmstadt

Wirft man einen Blick auf einige der leer stehenden Botschaftsbauten die derzeit in der ehemaligen Bundeshauptstadt Bonn zum Verkauf stehen¹, so könnte man ver-

muten, dass die dort ehemals vertretenen Länder sich erst seit ihrem Umzug nach Berlin einer repräsentativen und nationalen Formensprache befleißigen. Dieser Eindruck stellt sich bei der Betrachtung der Bonner Botschaftsbauten ein, von denen viele den Charme öffentlicher Verwaltungsbauten besitzen. Mit den neuen Berliner Botschaftsbauten und der Frage „Kann man national bauen?“ hat sich Lucas Elmenhorst in seiner 2010 im Gebrüder Mann Verlag erschienenen Dissertation eingehend beschäftigt.

Der Anlass der Untersuchung liegt auf der Hand: Seit der Wiedervereinigung und dem anschließenden Hauptstadtentscheid kam es in Berlin zu einem Bauboom im Bereich des Botschaftsbaus. Vor dem Hintergrund des Funktionswandels dieses Bautyps gewinnt die Untersuchung sogar noch an Bedeutung. „Zu beobachten ist [...] seit Anfang der 1990er Jahre eine Abnahme der Bedeutung von Botschaften als Orte klassischer Diplomatie und ein Bedeutungswandel hin zum Imageräger einer ‚Kulturdiplomatie‘.“ (S. 10) Dabei konzentriert sich Elmenhorst vornehmlich auf die Betrachtung der Fassaden dieser „unbetretbaren politischen Räume“ (S. 10). Er gliedert seine Arbeit in einen historischen Teil, der die Entwicklung des Botschaftsbaus bis 1990 behandelt und einen analytischen Teil, der die Bauten Indiens, der Schweiz und Großbritanniens eingehend untersucht.

Die Auswahl der drei Botschaftsbauten folgte bestimmten Kriterien. So stellt Indien eine noch junge Nation dar, die in der Bundeshauptstadt einen Neubau errichten musste, während die Schweiz bereits einen Altbau besaß, der um einen Neubau erweitert wurde. Großbritanniens Altbau wurde

hingegen im Zweiten Weltkrieg zerstört und erhielt nun an alter Stelle einen Neubau. Als Gegenprobe stützte sich Elmenhorst auf einen Vergleich mit den Länderpavillons der drei Staaten auf der EXPO 2000 in Hannover. Dieser Vergleich lieferte gewissermaßen den Lackmустest seiner Untersuchung, um „zu bestimmen, ob bei den an den ausgewählten Botschaften beobachteten nationalen baulichen Eigenheiten auch eine Strategie der nationalen Selbstdarstellung im Gastland Deutschland zu erkennen ist“ (S. 16).

Die Botschaft stellt einen recht jungen Bautypus dar. Erst seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert Jahren fungieren Botschaftsbauten als diplomatische Vertretungen eines Gastlandes. Ein frühes Beispiel stellt die deutsche Botschaft in Istanbul dar, deren flügel-schlagende Adler auf dem Dach an das ehemalige Kaiser-Wilhelm-Palais in Berlin erinnern und dem Gebäude eine nationale Note geben. Ungleich präsenter gibt sich die von 1911 bis 1913 errichtete deutsche Botschaft in St. Petersburg, deren kraftvolle Geste jedoch ins Herrische abgeleitet, wie manch ein Zeitgenosse Kaiser Wilhelms II. kritisch bemerkte. Kolossalpfeiler aus Granit und eine Rossebändiger-Gruppe aus Bronze dominierten die Fassade und drängten sich dem Betrachter geradezu auf. Die Monumentalität dieses Botschaftsbaues, die der Architekt Peter Behrens bereits in ähnlicher Form an seinen Industriebauten für die AEG anwandte, spiegelt nach Elmenhorst den deutschen Weltmachtsanspruch wider. Dieser Anspruch verschärft sich noch in der Zeit des Nationalsozialismus wie das Beispiel des Berliner Botschaftsviertels lehrt. „Die neuen Botschaftsbauten entwarfen zumeist deutsche Privatarchitekten, die Speer ei-

genhändig ausgewählt hatte, um die architektonische und städtebauliche Einheit des Gebiets sicherzustellen“ (S. 55 f.). Damit vollzog Speer die Umkehrung aller Vorzeichen und formte so „eine einheitliche deutsche Baugesinnung“, so Elmenhorst, „die den Machtanspruch und das ästhetische Selbstverständnis der Erbauer – und nicht das der Nutzer – materialisieren sollte“ (S. 59). Eine solche Architektursprache verordnete Stalin ab 1932 auch der Sowjetunion, und so präsentierte sich die sowjetische Botschaft Unter den Linden nach dem Zweiten Weltkrieg, wie vormals die Repräsentationsbauten des NS-Regimes. Doch was der Sowjetunion erlaubt war, konnten sich andere Staaten in der Hauptstadt der DDR nicht herausnehmen. „Nur die wichtigen ‚Sozialistischen Bruderstaaten‘ Polen, Ungarn, Bulgarien, Nordkorea und die Tschechoslowakei durften in der Innenstadt diplomatische ‚Individualbauten‘ errichten“ (S. 77). Aus diesem Schema heraus fällt insbesondere die tschechische Botschaft. Ihre prägnante Kubatur bringt Elmenhorst in Zusammenhang mit dem tschechischen Kubismus, der als eine Sonderleistung der tschechischen Architektur in die Geschichte eingegangen ist und als nationale Form Eigenständigkeit für sich beansprucht. Elmenhorst sieht die Botschaft als „Verweis auf die Bestrebungen“ der Tschechen, „sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit Hilfe des Kubismus visuell mit Westeuropa zu solidarisieren und gleichzeitig von Österreich-Ungarn zu lösen“ (S. 93). Mit dem Bau der tschechischen Botschaft bezog man sich in einer architektonischen Bipolarität sowohl auf die eigene nationale Tradition wie auch auf die aktuellen Tendenzen der westlichen Welt“ (S. 97) und reagierte damit sehr

selbstbewusst auf die politische Situation der 1970er Jahre.

Nach dieser historischen Betrachtung kommt Elmenhorst schließlich zu der Analyse der neuen Botschaftsbauten. In ihrer Formensprache und der Wahl ihrer Baumaterialien könnte man die indische Botschaft als einen klassischen Vertreter nationaler Selbstdarstellung bezeichnen. Was auf den ersten Blick irritiert ist die jedoch die Wahl eines Berliner Architekturbüros (Hilde Léon und Konrad Wohlhage) für die bauliche Umsetzung. Der Grund für diese Wahl mag darin liegen, dass Indien ein Vielvölkerstaat ist und die Auswahl eines indischen Architekten die Bevorzugung einer bestimmten Ethnie bedeutet hätte. Auf der anderen Seite zeigt sich das heutige Indien der westlichen Moderne zugewandt, wie das berühmte Beispiel der Regierungsbauten in Chandigarh von Le Corbusier zeigt. Das Material, ein roter Barauli-Sandstein aus der Provinz Rajasthan, vermittelt die „Identität des Landes“ (S. 110). Direkte Zitate lehnten die Architekten jedoch vor vorneherein ab. „Das von ihnen als ‚faded memory‘ bezeichnete Zitierverfahren umgeht eine eindeutige Zuordnung und vermischt verschiedene Bilder miteinander“ (S. 110). Vergleiche mit traditionellen Kalenderbauten Indiens stellen sich ein, drängen sich jedoch nicht auf. Diese Ambivalenz der Bezüge steht einerseits für Indiens große Vergangenheit und andererseits für eine zukunftsorientierte moderne Gesellschaft, für die sowohl die traditionelle indische Architektur als auch die westliche Architektur der Moderne beispielhaft ist. Dagegen steht das Motiv der zusammengelegten Hände (Namaskar-Geste) des bewusst auf Wiedererkennbarkeit setzenden Expo-Pavillons In-

diens in ostentativem Gegensatz. Ungleich zurückhaltender agierte das Büro Diener und Diener mit seinem Um- bzw. Neubau der Schweizer Botschaft, der auf „fast einhellige Ablehnung“ (S. 138) stieß. „Im Gegensatz zur Indischen Botschaft wurden für den Anbau der Schweizerischen Botschaft keine schweizer Materialien verwendet, durch die der Bau eine nationale Charakterisierung erhalten könnte“ (S. 146). Doch was der Botschaft an Materialien Schweizer Provenienz fehlt, wird durch eine aufwändige Verarbeitung des Sichtbetons kompensiert. Diese besitzt in der Schweiz eine lange Bautradition, die zurück reicht bis zu Karl Moser und Le Corbusier. Diener und Diener setzen bewusst auf den spannungsreichen Gegensatz zwischen Alt- und Neubau. „Der Verzicht auf deutliche Zitate und eine historisierende Fassade erweist sich“, laut Elmenhorst „als eine Respektgeste gegenüber dem Altbau“ (S. 155), könnte aber auch als eine selbstbewusste Geste der Architekten gelesen werden. Mit dem eigenständigen Anbau könnte zudem ein bewusster Rückgriff auf die ursprüngliche städtebauliche Situation getätigt worden sein. „Der Umgang mit der Kubatur des Neubaus, welcher in Andeutungen die verlorene Blockrandbebauung rekonstruiert, verweist auf Strategien der Tessiner Schule“ (S. 155).

Für den Neubau der britischen Botschaft wurden zehn britische Architekturbüros zu einem beschränkten Wettbewerb eingeladen, den das Büros Michael Wilford and Partners gewann. Im Sinne der „Kritischen Rekonstruktion“ wie sie Paul Josef Kleihues für die IBA Berlin 1984 erstmalig propagierte, baute Wilford auf der alten Parzelle der britischen Botschaft einen Neubau, der sich an den Berliner Bauvor-

schriften orientiert. „Rein formal und vordergründig hält sich die Fassade der neuen Britischen Botschaft an die Vorgaben der Gestaltungssatzung, unterläuft sie jedoch zugleich“ (S. 190). Sowohl die Traufhöhe als auch die Fassadenmaterialien passte Wilford der Umgebung an und ging doch spielerisch und humorvoll mit diesen Vorgaben um. Die rustizierte Sandsteinfassade in scheinbarer Massivbauweise öffnet sich wie die leckgeschlagene Bordwand eines Supertankers, aus dessen Bauch bunt gefärbte Raumkuben in den Straßenraum ragen. Hinter der Steintapete wird die Stahlskelettkonstruktion in einem Spiel aus Massivität und Transparenz bewusst inszeniert. Der Entwurf verhält sich nach der Ansicht Elmenhorsts wie eine domestizierte Postmoderne, „die sich nicht mehr innovativ gibt, sondern zu einem Zeitpunkt, zu dem dieser Baustil schon nicht mehr aktuell war, retrospektiv auf die Anfänge der postmodernen Architektur verweist“ (S. 207). Auch hier verschwimmen nationale Bezüge zugunsten eines Interpretationsangebots.

Allen drei Botschaftsbauten gemein ist eine „deutlich von lokalen Bautraditionen geprägte, vermeintlich nationale Identität“ (S. 216). Mehr scheinen die Bauherren mit ihren Botschaften nicht vermitteln zu wollen. „Diese Offenheit mag auch ein Ausdruck dafür sein, daß nationale Identitäten nach den heute herrschenden Auffassungen weitgehend unbestimmbar sind, zumindest nicht eindeutig sind, und einer ständigen Veränderung und Konstruktion unterworfen sind“ (S. 216). So bleibt am Ende lediglich die klassische Flagge als nationales Element übrig. „Dabei macht der Einsatz der Nationalflagge als letzter und entscheidender Akzent eine Dimension

dieser Lesbarkeit sichtbar und vorherrschend. Fehlen die Flagge und mit ihr die nationalen Hoheitszeichen, so bleibt die Mehrdeutigkeit erhalten“ (S. 217).

Ein kleines Manko dieser Arbeit ist die geringe Zahl an Abbildungen, die auch durch die manchmal ein wenig zu lang geratenen Baubeschreibungen nicht kompensiert werden können. Die enthaltenen Abbildungen fallen zudem recht klein aus, Details sind Mangelware und fehlen genau dort, wo von ihnen die Rede ist. Die konkrete Beantwortung der Frage „Kann man national bauen?“ bleibt Elmenhorst schuldig. Die Frage spiegelt aber auch nicht den Kern seiner Untersuchung wider. Vielmehr zeigen die vorgestellten Beispiele aktueller Botschaftsbauten Strategien nationaler Selbstdarstellung durch zeitgenössische Architekten, die ihren Bauten den vom Bauherrn gewünschten Bezugsrahmen verleihen. Doch erst „der Kontext ihrer Benutzung, ihre Funktion als Botschaften kodiert diese Bauten national. Ohne diesen Kontext verlieren sie ihren scheinbar nationalen Charakter“ (S. 219). Sollte also dereinst die Flagge an der britischen Botschaft in Berlin eingeholt werden, so darf spekuliert werden, ob dort demnächst irgendein Unternehmen des Dienstleistungssektors einzieht.

Anmerkung:

- 1 J. Thaurer, Bericht aus Bonn, in: Süddeutsche Zeitung Magazin, Nr. 18, 4. Mai 2012, S. 38-42.

Stephen Mosley, *The Environment in World History* (= *Themes in World History Series*), London: Routledge, 2010, 123 S.

Reviewed by
Anthony N. Penna, Boston

This is a cogently written and succinct introduction to the field and a welcome addition to the growing literature of the impact of modern humans on the environment. The book's contribution to environmental history lies in its ability to condense a sampling of the existing literature into a short volume with 117 pages of text. It excels as a primer for newcomers to the field including interested citizens, college students and faculty committed to adding courses on global environmental history to the curriculum. It contains six chapters with the following titles: Introduction: environment and history, The world hunt, Forests and forestry, Soils and irrigation, Cities and the environment, Conclusion: beyond the limits.

Mosley begins by describing the origins of the field, differentiating it from other more narrowly defined disciplines and providing a concise and informative survey of many "main themes in world-environmental history-deforestation, species loss, soil erosion and pollution of air, land and water- using case studies." (p. 4). Although the order of these themes is not followed precisely in the chapters that follow, the thoroughness with which Mosley addresses each remains one of the volume's more appealing contri-